



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1932

12 (1932)

Caritasblüten

Nr. 12

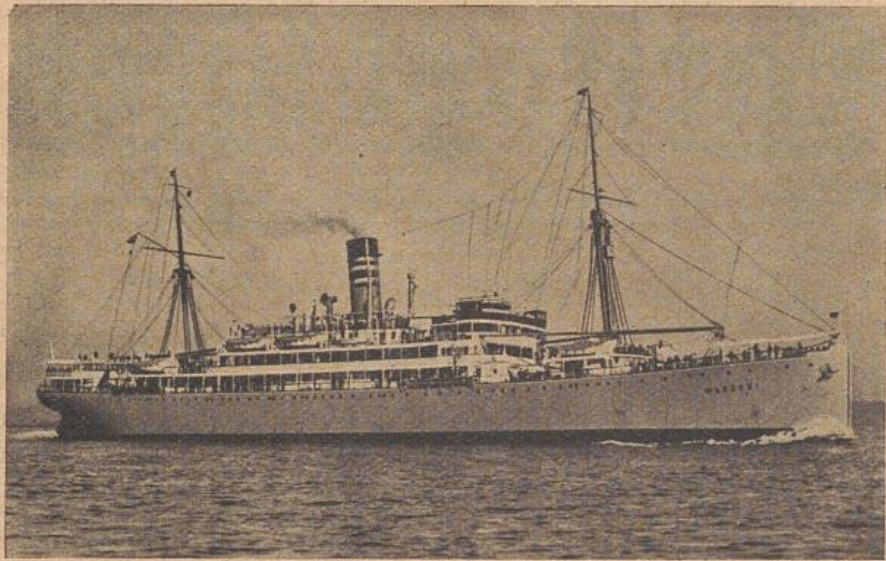
1932

Advent.

Er steht vor unsrer Herzensstüre,
An die so oft er freundlich angeklopft;
Sein Wort klingt innigstmild, daß es uns rühre
Und wir ihm Einlaß gäben, froh und oft.
Nicht länger soll die arme Seele leiden,
Ein losgetrenntes Blatt vom Lebensstamm,
Sie soll des Bösen Tummelplätze meiden
Und eine Herberg sein dem Gotteslamm.

Sind wir recht tief von Jesu Lieb ergriffen,
So muß zur Krippe sich das Herz ihm weihn,
Dann stehn wir tugendstark, gleich Felsenriffen,
Lockt der Versuchung goldner Irrelichtschein.
O laßt uns flehn, daß Gott Erbarmung gebe
Und Jesus Christus in uns Einkehr hält,
Daß wir an seinem Weinstock blühn als Rebe,
Die nicht mehr von der festen Stütze fällt.

3



Der deutsche Dampfer „Wangoni“

Abreise nach Afrika

Wieder zieht eine muntere Schar hinaus ins große, weite Missionsfeld. Am Feste „Allerheiligen“ schiffen sich 9 Schwestern auf dem deutschen Dampfer „Wangoni“ in Rotterdam ein. Ein stimmungsvoller Tag! Oben im Himmel feierte die triumphierende Kirche ihr Hochfest, und Tausende und abermal Tausende ehemaliger Missionare und Missionarinnen huldigten dem göttlichen Lamme und erfreuten sich der errungenen Himmelskrone.

Unterdessen schickt die streitende Kirche ihre Kämpfer und Kämpferinnen hinaus ins Arbeitsfeld, um neue Siege und neue Kronen für die triumphierende Kirche zu erringen. Mit unsern Schwestern reisten noch verschiedene Missionare und auch Ordensschwestern aus anderen Genossenschaften, so daß die „Wangoni“, wie uns eine Nachricht von hoher See mitteilt, bereits 33 Ordensleute in ihren Räumen birgt.

Sieben von diesen neuen Glücklichen: Schw. Honorina Christian, Schw. Johannita Böhm, Schw. Silva Irsh, Schw. Leonides Bollmuth, Schw. Gottfriedis Schwalb, Schw. Liguori Hilgert, Schw. Gabrielis Hofmann, reisen nach Natal in die Mariannahiller Mission, während zwei andere, Schw. Ruth Kullas und Schw. Sales Stöcklein, bereits in Kapstadt das Schiff verlassen, um von da aus mit der afrikanischen Bahn ins Innere des Landes zu dringen und in Rhodesia ihren Missionsposten zu erreichen.

Am 4. November verließen Schw. Theonilla Meerts, Schw. Frumentia Thoma und Schw. Hilmaria Salz das Mutterhaus,



Stehend von links nach rechts: Schw. Ruth Kulas, Schw. Pignori Hilgert, Schw. Johannita Wöhm, Schw. Silua Trsch, Schw. Honorina Christian,
 Schw. Leonides Vollmuth, Schw. Gubrielis Gopmann, Schw. Gottfriedis Schmalz, Schw. Walbera Liebl.

Sitzend: Schw. Sales Stücklein, Schw. Frumentia Thoma, Schw. Theonilla Meerts, Schw. Hilmaria Salz, Schw. Aletsa Hövekamp.

um von der großen Scheldestadt Antwerpen aus nach West-Afrika zu segeln und in der heißen Äquatorial-Gegend, im Kongogebiet, ihre Kräfte der Bekehrung der Heiden zu widmen.

Am 8. November bestiegen Schw. Adalbera Liebl und Schw. Altha Höwekamp in Genua den deutschen Dampfer „Wattussi“, um nach Ost-Afrika zu reisen, wo sie, wie alle übrigen ihrer Mitschwestern, mit Sehnsucht erwartet werden.

Obwohl im Frühjahr, wie wir unsern lieben Lesern bereits mitgeteilt haben, über 30 Missionarinnen und jetzt wieder 14 zur Nachhilfe ausgesandt wurden, ist die Zahl derjenigen, welche von den Missionsbischöfen so dringend vom Mutterhaus verlangt wird, noch lange nicht erreicht. Leider kann die Generalleitung noch immer nicht genügende Kräfte abgeben, bis die göttliche Vorsehung die Zahl der Berufe vermehrt und die Herzen vieler opferwilligen deutschen Töchter zur Mitarbeit am großen apostolischen Werke erweckt. Würden manche unserer deutschen Mädchen das große Glück kennen, von dem unsere jungen Missionarinnen beseelt sind, sie würden gewiß auf die schönsten Weltfreuden verzichten und höhere Ziele anstreben. Bei den Arbeiten für das Reich Gottes gibt es keine Stockung; solange die Welt bestehen bleibt, müssen Seelen gewonnen werden. Je mehr Eifer, desto mehr Gewinn; je mehr Opfer, desto segensreicher die Ernte, eine Ernte, deren Früchte Ewigkeitsdauer haben.

5

Schwarze Marienkinder

Von Schw. M. Amata

Anfangs Mai 1929 errichteten wir in Maria Trost die Kongregation der Marienkinder. Es waren ihrer nur sieben, welche den ersten Stammbaum bildeten, und zwar Lehrerinnen und erwachsene Mädchen von der Station selbst. Manche andere wären gerne beigetreten, aber die Angehörigen verboten es ihnen, natürlich nur wegen des Kaufpreises, der für ihre Töchter gegeben wurde, der aus 10 Ochsen bestand; sie waren nämlich der Meinung, daß Marienkinder nicht heiraten werden, sondern sich zu den eingeborenen Schwestern gesellen würden. Ende des Jahres kamen noch 5 andere Mädchen dazu, und 1931 war die Zahl schon auf 40 gestiegen. — Auch der Mütterverein zählt schon 56 Mitglieder. — Sie nehmen es alle sehr ernst und bemühen sich, echte Kinder und Verehrerinnen Mariens zu sein.

Maria Trost ist ein ausgedehntes Missionsgebiet, und darum auch für die Kongreganistinnen ein riesiges Arbeitsfeld. Selbst im Heidentum aufgewachsen, wissen sie nur zu gut, wie sehr die heidnischen Gebräuche dem Christentum entgegen sind.

Nach sorgfältiger Anleitung gehen sie dem Missionar zur Hand, besuchen die Kranken, beten mit ihnen und unterrichten sie. Sie nehmen sich der jungen Mädchen an, die in Gefahr sind, eine Mischehe einzugehen, und verhindern das so verderbliche akujoga, indem sie, sobald sie es entdeckt haben, rechtzeitig den Missionar in Kenntniss setzen. Unter akugoja versteht man hier das Zusammenleben der Braut mit dem Bräutigam lange Zeit vor der Hochzeit. Sie bemühen sich auch, abgefallene Christen zur Pflicht zurückzuführen und die Kinder aufzusuchen, welche in schwerer Krankheit getauft, wieder in das Heidenleben hineingezogen werden. Diese eifrigen Kongreganistinnen fühlen sich glücklich, wenn sie eine Seele gewinnen oder einem kleinen sterbenden Kinde den Eintritt in den Himmel verschafft haben.

Voriges Jahr führten wir bei den beiden Kongregationen den lebendigen Rosenkranz ein. Raum aufgenommen, kamen sie gleich, um einen bestimmten Tag zu erhalten, wo sie dann den ganzen Rosenkranz beten wollten. Sie halten unter sich Versammlungen ab und machen sich auf einschleichende Mißbräuche aufmerksam.

Zwei der neuen Kongreganistinnen traten in den Ehestand. Der Tag der Trauung wurde zu einem schönen Fest gestaltet. Die Marienkinder erschienen in weißen Kleidern, und viele andere junge Mädchen, Jünglinge, Männer und Frauen strömten herbei. Das Brautpaar wurde von den erwachsenen Mädchen unter dem Singen von Marienliedern von der Wohnung zur Kirche geleitet; dort begab sich die Braut mit den andern Kongreganistinnen zum Muttergottes-Altar, wo eine große von ihr geopfert Kerze brannte. Zuerst dankte sie der lieben Mutter Gottes für ihre besondere Hilfe und stellte sich auch für die Zukunft unter ihren besonderen Schutz. Nach der heiligen Messe sangen sie mehrere Dankeslieder, worauf sie das Brautpaar wieder unter Gesang in die Wohnung geleiteten. Viele Zuschauer führten im Freien Gesänge und Reigen auf.

Nach diesem schönen Fest meldeten sich bald neue Mitglieder; sie hatten sich ja die Kongregation ganz anders vorgestellt.

Es ist rührend zu sehen, wie diese Marienkinder der lieben Mutter Gottes in ihrer Armut Geschenke machen: Kerzen, Blumen, Vasen, Stoffe für den Altar. Großes Gewicht legen sie auf die monatliche Vereinsversammlung und die Generalkommunion. Sie scheuen es nicht, an diesem Gnadentag bis 12 Uhr mittags nüchtern zu bleiben.

Wir hoffen mit der Gnade Gottes, noch recht viele Mitglieder für die marianische Kongregation sowie für den Mütterverein zu erhalten und daß sie alle wirklich treue Kinder der himmlischen Mutter sein und bleiben mögen zum Heile ihrer eigenen Seele sowie für das Seelenheil anderer.

Aberglaube und Gebräuche unserer Eingeborenen

Gebräuche

(Schluß)

Von Schw. M. Georgis

Die alten Gebräuche sind noch recht zahlreich, scheinen jedoch ihren Einfluß auf das Volk mehr und mehr zu verlieren.

Bei der Geburt eines Kindes bestehen folgende Gebräuche: Ist ein Junge geboren, so kommt eine Frau mit einem Stock, um den Vater des Kindes zu schlagen. Nach kurzer Zeit kommen mehrere Frauen, geben einen zischenden Laut von sich, um anzudeuten, daß das Kind ein Krieger sein wird. Bei der Geburt eines Mädchens wird der Vater nicht geschlagen, sondern wird mit einem Topf Wasser übergossen, zum Zeichen, daß das Kind eine Wasserträgerin sein wird.

Im großen Ganzen ist die Geburt von Mädchen mehr erwünscht, denn die Mädchen bringen bei der Heirat zum mindesten zehn Ochsen ein. Nachdem der Vater von der Geburt seines Kindes benachrichtigt ist, werden zwei Schilfrohre am Hauses angebracht; bei einem Jungen am hintern Teil des Hauses und bei einem Mädchen am vorderen Teil. Kein Mann darf das Haus betreten, in dem das neugeborene Kind ist. Drei Monate müssen Mutter und Kind sich darin aufhalten aus Furcht, daß das zarte Leben des Kindes leicht durch Zauberei zerstört werden könnte.

Bei einem der Volksstämme besteht der Gebrauch, daß dem Kinde ein Finger abgeschnitten wird, dann wird es über einem Feuer hin und her bewegt, mit den Worten, es solle nie die Wahrheit sagen und soviel stehlen wie es könne. Vor dem Gefängnis solle es nicht bange sein, da es ja doch eines Tages wieder entlassen werden müßte.

Dies erinnert an Gebräuche, die in Sparta üblich waren. Kinder mußten stehlen, jedoch mußte es auf eine sehr geschickte Weise geschehen, sonst wurden sie durchgeprügelt.

Wenn ein Knabe einen Vogel oder ein anderes Tier getötet hat, muß er es seinem Großvater oder seiner Großmutter bringen, um ihren Segen zu erhalten. Wenn das Tier gegessen wird, bekommt er gewöhnlich den Kopf davon.

Die Heirat der Eingeborenen ist auch von vielen Gebräuchen umgeben. Vor der Hochzeit werden große Vorbereitungen gehalten, um Lieder, Spiele und Tänze zu üben. Die Weisen der Lieder sind zumeist sehr eintönig. Stundenlang können die Eingeborenen dieselben Melodien wiederholen, ohne müde zu werden. Die Tänze sind oft auch von einer solch eintönigen Weise begleitet, und sie bestehen oft in Bewegungen, wie sie die Phantasie momentan eingibt. Je länger das eintönige Singen und Händeklatschen andauert, um so mehr scheinen sie

Ort und Zeit zu vergessen und in ihrem heidnischen Treiben aufzugehen.

Nach der Hochzeit muß die Braut zu den Schwiegereltern gebracht werden. Hierzu wird eine Anzahl Frauen und Mädchen auserlesen. Der Zug setzt sich meistens am späten Nachmittag in Bewegung, damit die Braut ihren Bräutigam an diesem Tag nicht mehr zu Gesicht bekommt. Am nächsten Morgen steht sie ganz früh auf, holt Wasser von der Quelle, fegt das ganze Haus aus und bereitet das Essen, bis die andern aufstehen. Das junge Ehepaar bleibt bei den Schwiegereltern bis nach der Geburt des ersten Kindes. Dieses wird der Sorge der Großmutter anvertraut, während die jungen Leute sich daran machen, ein eigenes Haus aufzubauen.

Die Schwiegertochter darf den Namen ihres Schwiegervaters nicht aussprechen, noch darf sie sein Schlafgemach betreten. Auch ist ihr verboten, das, was ihr Schwiegervater auf seinem Teller hatte, zu essen. Letzteres könnte eigentümlich erscheinen, doch wird es verständlich, so bald wir wissen, daß Eingeborene in dieser Beziehung durchaus nicht kleinlich sind. Oft essen sie alle aus einem Topf.

Hier muß auch die Methode erwähnt werden, nach welcher Eingeborene eine Frau bekommen, oder besser bekamen, denn mehr oder weniger sind diese Gebräuche nicht mehr üblich.

Hatten die Eltern des Mädchens dem jungen Manne ihre Zustimmung gegeben, und letzteres weigerte sich, das Jawort zu geben, so wurde es einfach festgebunden, bis es schließlich sagte: „Ja, ich will ihn heiraten.“

Manchmal geschah auch Folgendes:

Ein junger Mann kannte ein Mädchen, das er gerne heiraten wollte, konnte jedoch nicht die Zustimmung der Eltern des Mädchens erhalten. Er erzählte es seinen Freunden, die sich gerne bereit erklärten, das Mädchen für ihn zu rauben. Sie ritten zu dem Kraal, beobachteten das Mädchen, um es gelegentlich auf einem einsamen Gang zur Quelle in ihre Hände zu bekommen. Versuchte das Mädchen, um Hilfe zu rufen, so begannen die jungen Räuber zu singen oder sonstiges lautes Geräusch zu machen, damit die Hilferufe nicht gehört wurden. Trafen sie vielleicht mit den Brüdern des geraubten Mädchens zusammen, so kam es häufig zu einem Gefecht.

Hatten sie mit ihrer Beute glücklich das Haus ihres Freundes erreicht, so wurde schnell ein Schaf geschlachtet; hiervon mußte das Mädchen essen. Trafen ihre Angehörigen ein, nachdem sie das Fleisch gegessen hatte, so war ihr Kommen umsonst, denn sie konnte nicht mehr zurück. Die Eltern wurden für den Verlust entschädigt durch die übliche Anzahl Ochsen: gewöhnlich 10—20, dazu ein Pferd mit einem Sattel und zehn Schafe oder Ziegen.

War jemand dem Tode nahe, so nahmen die Angehörigen ihn ins Freie, wo sie ihn schüttelten, bis er tot war. Dann wurde ein Ochse geschlachtet, und die ganze Familie ging zum Fluß, um zu baden. Hierauf wurde ein Mahl gehalten. Einige Knochen wurden verbrannt und die Asche mit zum Grabe genommen. Der Tote wurde in die Ochsenhaut gewickelt und zum Begräbnisplatz gebracht, der nach Belieben gewählt wurde. Meistens wurde ein entfernter Ort, der nur einigen wenigen bekannt war, gewählt, aus Furcht, daß die Zauberer kommen und ihn ausgraben würden, um ihn für ihre Medizinen zu verwenden oder ihn sogar zum Leben zurückzurufen, um einen Nagel durch seinen Kopf zu schlagen und andere Leute zu beheren. Am Begräbnisplatz angelangt, wurden dem Toten die Kniegelenke durchgeschnitten, um ihn zu befähigen, in sitzender Haltung zu verbleiben. In seine Hand wurde ihm ein Maiskorn, eine Bohne und ein Kafferkorn (einheimische Art Getreide) gegeben, damit er sie im andern Leben säen könne. Außerdem bekam er seine Decken, seinen Teller, seinen Löffel und Stock mit ins Grab. War dieses geschehen, so fing die Mutter oder die Gattin an, die Lebensgeschichte des Toten zu erzählen auf die folgende Weise:

„Mein Sohn ging in das Bergwerk.“

Die anderen antworteten: „Wir bestätigen es.“

„Er arbeitete fleißig.“

„Wir bestätigen es.“

„Er war sehr sparsam.“

„Wir bestätigen es.“

So geht es fort, bis seine Geschichte zu Ende ist. Dann wird ein großer Stein über das Grab gewälzt und alle gehen nach Hause.

Wenn ein tapferer Soldat starb, wurde sein Leichnam an die jungen Leute ausgeteilt, damit sie sich seine guten Eigenschaften aneignen möchten. Die Ohren galten als der Sitz des Verstandes, die Stirn, worauf so oft die Schweißtropfen stehen, als der Sitz der Ausdauer.

Beim Tode des Dorfältesten wurden zwei Ochsen geschlachtet. Das ganze Fleisch wurde noch am gleichen Tage gekocht. Ein Teil des Fleisches wurde neben den Toten ins Grab gelegt. Wurde dieses unterlassen, so fürchtete man, daß das Vieh in Haufen sterben würde. Alle zwei Jahre wurde wieder ein Ochse und ein Schaf oder eine Ziege geschlachtet. Der älteste Sohn des Toten durfte an diesem Tage als Dorfältester handeln. Er mußte das ganze Fleisch einer Ziege allein essen; brachte er das jedoch nicht fertig, so wurde ihm seine Vollmacht genommen und dem zweitältesten Sohn übertragen.

Das sind einige wenige Gebräuche, die sicherlich nur ein kleines Bruchteilchen sind von den alten Gebräuchen der Vor-

fahren. Je mehr die Erziehung der Eingeborenen voranschreitet, um so mehr treten Gebräuche und Aberglauben in den Hintergrund. Doch wird es noch Jahrzehnte dauern, bis letzterer ganz ausgerottet ist. Die scheinbare Hilfe, die der Aberglaube ihnen bringt, verhindert sie, ihn aufzugeben. Alle Eingeborenen sollten in jungen Jahren mit dem Aberglauben Enttäuschungen erleben, wie ein Junge:

Er hatte einen weiten Schulweg. Im Winter gibt es auch hierzulande in einigen Gegenden Eis und Schnee. Dadurch kam er mehrere Male zu spät zur Schule und bekam Schläge. Er erzählte es zu Hause seinem Großvater, der ihm anriet, Streichhölzer in die Kraushaare zu stecken, so daß er keine Schläge bekommen sollte. Am nächsten Tag wurde der Rat getreulich befolgt; doch es half nichts, es gab wieder Schläge. Nun sagte der Großvater zum Buben, er solle kleine Steinchen in den Mund nehmen; der Lehrer würde ihn gewiß nicht fragen, warum er zu spät komme und würde ihn auch nicht schlagen. Wie geraten, so getan. Doch wieder half es nichts. Nun war dem Buben aller Glaube am Aberglauben genommen. Er kam zu der Einsicht, daß nichts Wahres daran sei und keine Hilfe vom Aberglauben zu erwarten sei, sondern daß er nur dazu diene, den Menschen in seinem bösen Tun zu unterstützen. Auf diese Weise könnten sicher auch andere geheilt werden.

3

Interessantes aus der afrikanischen Tierwelt

Von Schw. Ubalda, Kilimandsjaro

Das Afrika ist die Heimat der wilden Tiere; nicht alle sind bössartig, man nennt sie eben wild, weil sie frei und unbezwungen in der weiten Steppe wohnen. — Fährt man mit der Eisenbahn von Mombassa nach Nairobi, so staunt man über die Menge und Mannigfaltigkeit der verschiedenen Tierarten. Man fährt durch das Schutzgebiet, d. h. kein Wild darf hier geschossen werden. An das Eisenbahnzüglein sind die Tiere längst gewöhnt und scheinen zu wissen, daß es ihnen keine Gefahr bringt, ruhig äßen sie dem Geleise entlang weiter, besonders in den ersten Morgenstunden. Hie und da springt so ein Gnu-Bulle entsetzt davon und bietet einen schönen Anblick, wenn er mit gesträubter Mähne und gehobenem Schweife ins Weite flüchtet.

Man sieht die Tiere fast immer in Gruppen zusammen, nach ihrer Familie: Strauße, Giraffen mit Zebra, Gnus, Wasserböcke, herrliche Antilopen in verschiedenen Farben, von der kleinen Zwerg-Antilope an bis zum größten Hirschbock mit Rie-

jengeweihen. Manchmal sieht man unter einem dürrn Baume ein Nashornpaar ausruhen, von der Ferne täuschend einem Termitenhügel oder dürrn Baumstamm ähnlich. —

Bekanntlich gehen die bössartigen Raubtiere nachts auf Raub aus und verstecken sich bei Tage an kühlen, schattigen Plätzen. Nur selten sieht man daher Herrn Löwe oder Frau Löwin am Bahngeleise sitzen; sie scheuen das helle Tageslicht. Auf einem Baume sah ich einen mächtigen Affen; ganz nahe ließ er das Züglein vorbeipassieren und schaute sich mit Kennermiene wie ein Philosoph die Reisenden an. Die Bahn fährt in diesem Gebiete ziemlich langsam, sei es, daß das Gelände steigt, oder um den Reisenden diesen Genuß zu erlauben.

Der Wildreichtum ist unglaublich; man kann sich keinen rechten Begriff davon machen, denn die weite Steppe ist unendlich groß, ja so groß und weit, daß alles Wild darin verschwindet wie Käferlein im Garten. So wie die Fische im Meere verschwinden, so alle Tiere im Steppenmeere.

Ist die Steppe schön? Das gerade nicht, da außer der Regenzeit meist dürrs Gras und trockene Bäume sind. Und doch bannt sie das Gemüt durch ihre Weite und Ruhe. Es ist so ähnlich, wie wenn man zum ersten Male das Meer sieht; die Seele verstummt vor dieser Gewalt und Größe. So ist auch das Gefühl, wenn man Stunde um Stunde, Tag um Tag durch die Steppe reist; sie weckt Gefühle, die sich nicht gut in Worte kleiden lassen.

Sieht man dann noch die schönen und schlanken Gestalten des Massai-Stammes, ihre großen Viehherden dort weiden, dann fühlt man sich zurückversetzt in Abrahams Zeiten. Doch nicht allzulange kann man diesem Traume nachhängen. Soeben schaute man noch einer Herde von Straußen nach, da läuft mit einem Male in der Steppenwüste der Zug in einen großen Bahnhof ein; „Nairobi“, das an Größe einer mittleren Stadt in Europa gleichkommt. Geschäft an Geschäft, Auto über Auto. Vorbei sind alle Grübeleien und Eindrücke der Steppe, der Alltag flutet herein, mitten in die paradiesische Einsamkeit.

Nun hat das Stadtleben meine Gedanken abgelenkt von den wilden Tieren. Darum wieder zurück zu ihnen. Unsere kleinen Freunde haben gewiß schon alle in den zoologischen Gärten die Löwen, Elefanten, Tiger u. dergl. gesehen, und können sich sicher nicht denken, wie denn da Menschen wohnen können, wo diese Tiere frei umherlaufen. Erstens sind alle diese Tiere in ihrer Freiheit viel schöner und besser gelaunt als hinter Kiegel und Gitter. Denkt nur an den Tausch: die schöne, weite Gotteswelt mit dem engen, kleinen Käfig. Die durften sie durchstreifen und jagen nach Herzenslust und wurden dem Menschen nur gefährlich, wenn er sie angriff. Die meisten fliehen eiligst, sobald sie einem Menschen begegnen. Nur ein

alter Löwe, der nicht mehr jagen kann, wird zum Wegelagerer, und überfällt, was ihm begegnet. Das sind aber nur Ausnahmen.

In den letzten Jahren lebt das Wild der Steppe in sicherem Schutze, denn die Regierung überwacht das Jagen darnach sehr streng. Früher war es nicht so. Da brachten manchmal die „Massai“, die mit ihren Viehherden die Steppe durchzogen, junge Tiere gegen eine Belohnung zur Mission und zu den Weißen. Dort wurden sie gepflegt und dann übers Meer nach Europa geschickt.

Kleine, zierliche Strauße, gerade aus dem Ei geschlüpft, sahen gar possierlich aus; mit ihren rosa Füßchen trippelten sie umher wie eitle Dämchen. Aus dem Ei gefallen, waren sie schon so groß wie eine erwachsene Henne und fühlten sich im Geflügelhof so heimisch wie das andere Kleinvieh. Aber aus den zierlichen Sträußlein wurden bald große, langhalsige Strauße, die kaum noch zur Stalltüre hineingingen. Sie liefen nicht davon, sondern ließen sich vom kleinen Hirtenjungen hüten und führen, wie er wollte; sie kannten seinen Pfiff ganz genau. Ja, hüten mußte er sie, denn wehe, wenn sie in ein Bohnen- oder Kartoffelfeld gerieten! Da waren sie nicht mit Blättern zufrieden, nein, da wurde die ganze Stauden beim Schopf genommen und vertilgt. Und so ein Straußenmagen kann Unglaubliches vertragen, selbst Steinchen und Scherben. Besondere Lust haben sie zu glänzenden Sachen; konnten sie in der Küche ein Löffelchen erwischen, so wurde es sicher verschluckt. Verdaut haben es die Schelme nicht: es passierte, ohne Schaden anzurichten, die Verdauungs-Organen. Eines Tages war bei einem Magazin der Türschlüssel zu Boden gefallen. Leider hatte es der Strauß schneller gesehen, als sein Wächter; der konnte nur noch nachschauen, wie der Schlüssel durch den langen Hals seinen Weg nahm. Da konnte nun niemand ohne Gewalt die Türe öffnen und man wartete lieber, bis der kluge Hirte ihn freudestrahlend zurückbrachte; denn als unbrauchbar hatte ihn der Straußenmagen befördert.

Ein anderes Mal brachte man uns zur Mission ein junges Nashorn, auch unter dem schönen Namen Rhinoceros bekannt. Ja, denkt euch nur, solch ein „Rhinoceros-Baby“, das fast ein Jahr lang die Flasche bekam, mit süßem Reissüppchen darin. Könnt ihr euch vorstellen, wie solch eine Saugflasche aussah, an Größe und Umfang, wenn das neugeborene Nashörnchen schon so groß ist, wie ein ausgewachsenes Schwein. Es hat auch dessen Gestalt und Kopfform, nur seine Haut und die klobigen Füße hat es vom Elefanten. Im Kopfe hat es winzig kleine Auglein und auf der Nase ein kräftiges Horn, wie ein gerades Horn; daher sein Name. Die Eingeborenen nennen es „Kifarn“.

Obengenanntes „Kifarn“ war bald die Freude aller Kinder. Die Flasche war ihm alles. Sein kleiner Wächter brauchte nur mit der Flasche voranzugehen, dann lief es ihm nach, wohin er wollte. —

Als „Kifarn“ groß und stark genug war, um nach Europa zu reisen, machte es eine große, weite Fußreise bis zur Eisenbahnstation. Es trottelte immer wie ein Hündlein hinter seinem Herrn mit der lieben, süßen Flasche; so kam es in die Eisenbahn und auf das große deutsche Dampfschiff, das es an die Firma „Hagenbeck“ in Hamburg ablieferte. Dort soll es gesund und wohlbehalten angekommen und groß und stark geworden sein.

In Zanzibar sah ich vor einiger Zeit einen Herrn auf der Straße, dem ein allerliebster kleiner Löwe ohne Strick und Maulkorb auf den Fersen nachlief. Die Neger wichen respektvoll aus; doch der Herr wußte, daß sein Schützling ganz zahm und harmlos war und sich selber mehr vor den Menschen fürchtete als diese vor ihm.

Am Kilimandscharo erzog ein Herr zwei Leoparden. Ganz klein hatte man sie ihm gebracht. Er hegte und pflegte sie wie zwei Hauskazen. Nun sind sie groß und prächtig, und, um andere nicht zu beunruhigen, in sicherem Verwahr. Ihr Herr geht ruhig zu ihnen hinein; dann kommen beide und streicheln und liebkosen ihn, wie zwei echte Schmeichelkazen. Aber ich glaube, es gehört ein kräftiger Mann dazu, um diese Liebesbeweise aushalten zu können. Sie legen ihm beide Tazen auf die Schultern oder reiben sich an seinen Beinen, genau wie es ein Hauskätzchen macht.

Diese gezähmten Raubtiere bekommen niemals Fleisch in rohem Zustande, sondern nur gekocht, damit sie den Blutgeschmack nicht kennenlernen, und in ihnen kein Verlangen darnach wach wird. Denn so eine Raubtiernatur läßt sich wohl bezähmen, aber doch nicht ganz ausrotten.

Lieblicher als diese gefürchteten Gesellen sind die kleinen Zwerg-Antilopen. Ausgewachsen sind sie wie echte kleine Rehlein, viel kleiner als eine gewöhnliche Ziege. Sie werden ganz zahm und laufen zutraulich der Pflegerin nach, wohin sie geht. Sie fressen alles Mögliche aus der Hand, selbst Brot und Obst; und doch kann man sie nicht für immer ans Haus bannen. So anhänglich und zutraulich sie sind, es kommt doch die Zeit, wenn die Hörnchen gewachsen sind, daß sie mit ihren schönen, klaren Augen sehnsüchtig ins Weite schauen, dort, wo der dunkle Wald lockt. Diesem Freiheitsdrange widerstehen sie nicht und eines Abends ist Rehlein verschwunden auf Nimmerwiedersehen. Wird es aber von den Menschen gar nicht verstanden und streng eingesperrt, dann geht es zugrunde.

Doch nun noch etwas vom König der Wüste. Einer unserer

Hochw. Väter vom Hl. Geiste, ein sehr seeleneifriger Missionar, erzählte uns folgendes über eine schreckliche Nacht:

„In Ufiomi (Ost-Afrika) war's. Eines Morgens, als ich auf meinem Fahrrad die Steppe durchquerte, traf ich Bakari, den Hüter einer während des Krieges zerstörten Missionsstation, an. Von weitem schon gab er mir durch Zeichen und Rufen zu verstehen, daß ich absteigen sollte. „Padri“, sagte er, „Leute, die von der Kilimandjaro-Gegend herkamen, haben uns mitgeteilt, daß sich zwei Weiße auf dem Weg in unser Land befinden; heute werden dieselben noch hier eintreffen, denn sie waren gestern Nacht nur eine Tagereise von hier.“ Man kann sich vorstellen, welche Freude diese Nachricht mir verursachte, der ich seit Jahren als Missionar allein diese Gegend versah, welche sieben Tagereisen vom Kilimandjaro entfernt lag. Trotz meiner Müdigkeit bestieg ich mein Stahlroß, denn ich wußte, daß der Missionsobere mir Verstärkung bringen sollte.

Zwei lange Stunden fuhr ich unter einer stechenden Sonne dahin, bis ich den Lagerort erreichte, wo die Karawanen die Nacht zu verbringen pflegten. Überall Stille, keine Menschenseele, keine Spur von einem Europäer. Sollte ich warten? — Ich setzte mich in den Schatten eines riesigen Baobab, 10 Uhr vormittags. Aber die Steppe zitterte die heiße Luft und es zeigte sich nichts am Horizont. Ohne Zelt, ohne einen Tropfen Wasser konnte ich nicht den ganzen Tag hier bleiben. Zudem war gerade dieser Landstrich als Aufenthaltsort zahlreicher Löwen berüchtigt. Um eine Enttäuschung reicher kehrte ich auf meine Mission zurück. Die Schwarzen hatten wieder einmal übertrieben.

Nach dem Mittagessen saß ich auf der Veranda, um meine müden Glieder etwas auszuruhen, als einige Leute vorübergingen. Sie kamen von Aruscha und meldeten, wie gestern Bakari, daß sich zwei Europäer auf dem Wege zu uns befänden, welche jeden Augenblick hier eintreffen müßten. „Kweli?“ — „Ist's wahr?“ — „Kweli, kweli, Padri.“ — „So ist's, Vater, es ist die reinsten Wahrheit!“ — Und um ihre Aussage zu erhärten, schlugen sie sich klatschend auf die Schenkel.

Diesmal, dachte ich mir, wird's wohl stimmen. Was tun? Ich tat wie gestern, und ich entschloß mich, den Kommenden ein zweites Mal entgegenzugehen. Ich war noch jung. Mein Fahrrad bekam jedoch bald „Plattfüße“, und ich ging zu Fuß. „Bakari,“ sprach ich zu meinem ergebenen Begleiter, „wir wollen für die Patres einen Korb voll Orangen mitnehmen.“ Gesagt, getan. Es war etwa 4 Uhr abends, als wir uns mit unserer süßen Last auf den Weg machten. Vor 8 Uhr würden wir im Lager anlangen, wenn wir die Patres nicht vorher antreffen würden.

Wir schritten rüstig fürbaß in der Hoffnung, den Ankömm-

lingen eine angenehme Überraschung zu bereiten. Die Sonne senkte sich dem westlichen Horizont zu und die Schatten wurden länger und länger und gegen $\frac{1}{2}$ 7 Uhr herrschte finstere Nacht. Denn am Äquator kennt man keine Abenddämmerung.

Als alte Afrikaner brauchten wir keine Sonne, wir kannten unsern Weg auswendig.

Wir hatten den letzten Hügel überschritten und suchten mit den Augen die Finsternis ab, ob wir in der Niederung, wo der Lagerplatz lag, keinen Feuerschein entdeckten. Ohne Erfolg. Kein Mensch, auch diesmal nicht. Bakari sagte kurz: „Bado, bwana; niemand!“ — Er setzte sich nieder und stierte in die Richtung von Aruscha.

Einige Augenblicke später erhob er sich und flüsterte: „Pater, der Löwe ist nicht weit. Wir müssen ein Feuer anzünden und uns mit einer Dornenhecke umgeben...“ und ohne weiter zu reden, ging er an die Arbeit. Nachdem ein Schutzwall aus dornigen Hecken errichtet und genügend Brennholz gesammelt, das zum Unterhalt des Feuers notwendig war, mußten wir feststellen, daß wir die Streichhölzer vergessen. Mit Hilfe einer Rute aus sehr hartem Holz, die er zwischen beiden Händen hielt und auf einer alten Rinde rasch drehte, lockte er nach etwa zehn Minuten einen Funken hervor, mit dem er nach vieler Mühe und unter größter Vorsicht Feuer ansachte.

Die Flamme, die bald hochschlug, sollte die Löwen von uns fernhalten und die Reisenden auf unsere Gegenwart aufmerksam machen, wenn dieselben auf dem nahen Pfad vorübergehen sollten. Im Gefühle der Sicherheit aßen wir einige Orangen; dann empfahl ich uns dem Schutze Gottes und ließ den Rosenkranz durch meine Finger gleiten. Bald setzte ich mich auf einen Baumstamm und begann gegen den Schlaf zu kämpfen. Bakari wachte.

Kaum waren einige Minuten vergangen, als mein Begleiter mir flüsternd zurief: „Pater, sieh dort; er ist's!“ „Pater,“ rief ich aus, „da bist du endlich! . . .“ und ich wollte in die ange-deutete Richtung eilen, denn Feuer und Schlaf hinderten mich, irrend etwas genau zu unterscheiden. Bakari hatte jedoch sofort meine Bewegung verstanden, hielt mich zurück und schrie ganz laut: „Simba“ — „Ein Löwe.“

In der Tat, ein Löwe war ganz nahe bei uns; sein gewaltiger Körper hob sich, vom Feuer erleuchtet, von dem dunklen Hintergrund ab und schien noch größer als er in Wirklichkeit war. Mit dem Schweif schlug er begierlich die Flanken. In seinen Augen leuchtete unser Feuer unheimlich wider. Er schritt langsam unsere Heckenfriedigung ab und machte Miene, sie zu überspringen. . . . Plötzlich zeigte sich eine zweite Bestie; es war die Löwin. Sie kam erregt, ungeduldig, ein wenig wie ge-ängstigt herbei, denn die brennende, knisternde Flamme, die uns

beschützte, verblendete beide und schien ihnen Furcht und Angst einzujagen. . . .

Unsere Augen mußten wahrscheinlich wie glühende Kohlen auf die Raubtiere sprühen; unsere Bewegungen schienen ihnen verdächtig. Darum konnten sie sich nicht entschließen, die Hecke mit einem Sprung zu übersezen. Da auf einmal öffnete der Löwe seinen Rachen ganz weit, der gewaltige Leib erzitterte, die Mähne sträubte sich und zum ersten Male in meinem Leben vernahm ich — nur wenige Schritte von mir — das erschütternde Gebrüll des Wüstenkönigs. Selbst Bakari fuhr bei diesem Schrei zusammen und stieß hervor: „Jetzt fressen sie uns!“ Warum das Brüllen? War es Wut oder Verachtung? Wollte der Löwe uns einschüchtern oder uns bewegen, den feurigen Schutzwall zu verlassen? Wir blieben, ohne uns zu rühren, wo wir waren. Bakari, der als ergrauter Massai und erprobter Jäger an solche Zusammentreffen gewohnt war, wurde wieder ganz ruhig und schien aufs äußerste gefaßt. Ich suchte ihn so gut als möglich nachzuahmen. Aber ich kann versichern, daß man solche Stunden in seinem Leben nicht mehr vergißt.

Ich nahm meinen Rosenkranz in die Hand und bestürmte den Himmel. Der Schlaf war mir vergangen. Mein Gebet bestand nicht in vielen Worten — es war ein vertrauensvoller heißer Ruf zu Gott und zur Gottesmutter.

Dann fiel mein Blick wieder auf die Bestien, die schnell und schneller um die Dornenhecke liefen, zuweilen sich wütend um sich selber drehten und mit ihren fürchterlichen Pranken die Erde peitschten, so daß die Rasensezen flogen; ihre Augen leuchteten wie vier blendende Scheinwerfer. Es war unheimlich und nervenerschütternd. Das dauerte eine, zwei, drei Stunden . . . eine Ewigkeit.

Endlich, gegen 5 Uhr morgens, begann der östliche Horizont sich aufzuhellen, und die beiden Tiere zogen sich enttäuscht zurück. Sie waren des Wartens müde und wir nicht weniger. Vorsichtshalber blieben wir jedoch neben unserm erlöschenden Feuer, bis die Sonne sich über den Bergen erhob. Wir vernahmen übrigens um diese Zeit ganz deutlich den verzweifeltsten Todesschrei eines Zebras, das den beiden Raubtieren in nicht allzu großer Entfernung in die Quere gelaufen und an unserer Stelle den Tod gefunden. Gegen 7 Uhr verließen wir unsern Zufluchtsort.

Unser Korb mit Orangen stand immer noch da. Bakari nahm einige davon heraus und aß. Ich für meinen Teil wollte nach dieser schrecklichen Nacht eine Danksagungsmesse lesen und verzichtete vorläufig darauf. Den Korb mit den übrigen Orangen verbarg ich hinter einem Strauch und an den Stamm des Baobab, der sich in der Mitte des Lagers erhob, heftete ich ein

Blatt Papier, auf das ich auf französisch die Worte schrieb: „Hinter dem Strauch steht ein Korb mit Orangen. Seid herzlich willkommen.“ Dann machten wir uns auf den Weg zur Mission. Ich las meine heilige Messe und sagte Gott und Maria innigen Dank für den Schutz, den sie uns in der vergangenen Nacht angedeihen ließen. Am selben Tag noch trafen die langersehnten Mitbrüder: Br. Victorien (Schleithal) und Br. Sebastian, wohlbehalten ein. Die Orangen hatten ihnen wohl geschmeckt und die Geschichte von unserm Löwenabenteuer gefiel ihnen noch mehr.



Glockenklang und Weihrauchdust

Von Schw. M. Bonifacis, Ost-Afrika

Soch oben am Berge, am Fuße des Urwaldes, drang heller Glockenklang und Weihrauchdust; das alte, baufällige Missionskirchlein in Uru war mit andächtigen Christen und eifrigen Katechumenen gefüllt. Vor der weit geöffneten Türe standen viele Heiden, welche ernst und still das Gebaren der Christen beobachteten. Allen voran bemerkte ich ein junges, heidnisch geschmücktes Mädchen, schön von Gestalt; Kilababio war sein Name. Tief ergriffen verfolgte diese junge Heidin mit ihren klaren, rehbraunen Augen die heilige Handlung am Altare; eine heilige Sehnsucht ergriff sie, dieser frommen Christenherde anzugehören. Das Geläute der Glocken, der Wohlgeruch des Weihrauchs fesselten sie, und wie sie später gestand, war es ihr, als könne sie nicht mehr nach Hause in ihren heidnischen Kraal gehen; sie fühlte sich vollständig umgewandelt.

So oft das Glockengeläute an ihr Ohr drang, sprang sie wie ein junges Reh den Berg hinan, um im hintersten Winkel der Kirche sich einen Platz zu erobern. Bald wurde sie Katechumene, lernte fleißig den Katechismus und hielt sich von allen heidnischen Festen zurück, obwohl sie ein echtes, munteres, lebenslustiges Mädchen war. Ihre Eltern und Verwandten waren alle noch Heiden; sie waren nicht böswillig, aber mit der neuen Lebensrichtung von Kilababio waren sie nicht einverstanden. Sie drangen darauf, daß das Mädchen einen Heiden heiraten sollte ganz gegen seinen Willen. — Es ist hier Sitte, daß die heidnischen Bräute vor ihrer Hochzeit einige Monate eingesperrt werden; in dieser Zeit werden sie sehr gut mit Speise versorgt und dürfen nicht arbeiten, damit sie bis zur Hochzeit recht kräftig sind. Auch Kilababio steckte man in die Einsamkeit. Weil sie aber Christin werden wollte, suchte sie durch List zu entfliehen und eilte zur Mission. Die Mutter war so ungehalten darüber, daß sie ihr Kind verfluchte. Inzwischen aber war unser

280



Alles Freskogemälde in der dänischen Rundkirche (Osterlaas) auf der Insel Bornholm.

Flüchtling eine eifrige Katechumene geworden; sie zeigte auch großes Geschick in den häuslichen Arbeiten, war treu und zuverlässig in der Küche. Nach guter Vorbereitung wurde sie zur heiligen Taufe zugelassen, wo sie den Namen „Viktoria“ erhielt. Bald durfte sie dann auch zum erstenmal zum Tische des Herrn hinzutreten. Einige Zeit wurde sie von ihren Anverwandten nicht weiter behelligt.

Nun bewarb sich ein Christ bei ihrem Bruder, welcher Vaterstelle an ihr vertrat, um ihre Hand. Der Bruder wollte sie nun mit Gewalt zur Heirat zwingen, um das reiche Entgelt, das der Bräutigam für die Braut entrichten muß, nicht zu verlieren. — Hier sind es gewöhnlich einige Kühe, welche der Bräutigam geben muß.

Eines Abends erschien Joseph, ihr Bruder, welcher inzwischen auch Christ geworden war, auf der Missionsstation, um seine Schwester zu holen. Diese aber bemerkte sein Vorhaben und versteckte sich oben auf dem Speicher; er aber setzte sich auf die Treppe des Schwesternhauses und sagte: „Ich gehe nicht eher weg, bis ich Viktoria mitnehmen kann, und wenn ich auch morgen eine Leiche wäre.“ Viktoria gebrauchte nun List. Sie packte schnell ein kleines Bündel Kleidungsstücke zusammen und lief den Berg hinunter zur Hütte ihrer Mutter. Joseph war inzwischen ruhiger geworden und ging ihr nach. Bei ihren Angehörigen erklärte Viktoria nun, daß sie nicht heiraten wolle; da schlug ihr Bruder auf sie los, bis andere Leute dazwischen traten. Am darauffolgenden Morgen bat sie, in die Kirche gehen zu dürfen; das wurde ihr gewährt. Sie aber entfloh von da auf die 1½ Stunden entfernte Missionsstation Riboscho. Da wurde Joseph nachdenklich und ruhig. Er schrieb ihr einen Brief, sie möchte wiederkommen, er würde sie in Ruhe lassen. Viktoria kehrte zurück nach Uru, und in der That machte ihr Bruder ihr keine Schwierigkeiten mehr.

Viktoria nahm es aber sehr ernst mit ihren Christenpflichten, war dabei frohgemut und heiter und bewahrte einen gewissen gediegenen Ernst und eine geheimnisvolle Würde. Endlich vertraute sie der Schwester ihr Geheimnis an und bat um Aufnahme in die Kongregation der Schwarzen Schwestern. Da sie schon viele schwere Prüfungen hinter sich hatte, wurde sie in die kleine Schar der Postulantinnen eingereiht. Nachdem sie zwei Jahre Postulat bestanden hatte, kam eine neue Versuchung. Der junge Häuptling des Volksstammes war Katechumene geworden, hatte seine acht Frauen entlassen und wollte nach der Taufe ein christliches Mädchen heiraten. Er bat um die Hand von Viktoria; sie aber wies den Antrag mit edlem Anstand zurück und sagte zum Pater Missionar: „Sitaki kumtumikia Mangi, ilakini mungu“, d. h. „Ich will mich nicht dem Häuptling, sondern dem lieben Gott verbinden.“ Der Pater Mis-

sionar erwiderte ihr: „Bedenke, daß Manga ein König ist, und daß Du als Königin sehr viel Gutes unter dem Volke tun kannst.“ Sie aber antwortete großzügig: „Auch ich habe einen König gewählt, den König Himmels und der Erde, und ich werde zu ihm für mein Volk beten und opfern.“

Erstaunt horchten die Leute des Königs auf diese ernstesten Worte, und sich ehrerbietig vor ihr verneigend, sagte Mangi: „Ich mache diesem König keine Braut streitig. Nein, laßt sie in Frieden gehen und ihm dienen.“

So hatte sie auch diese Prüfung bestanden; still und ruhig tat sie ihre Pflichten weiter und bat nun schriftlich den Vertreter des hochw. Herrn Bischofs um Aufnahme ins Noviziat. Diese Bitte wurde ihr gewährt. Ruhig nahm sie nun von ihrer alten Mutter, die sie sehr liebte und die inzwischen auch getauft worden war, Abschied. Ja, diese gottbegnadete Frau, welche geistig stark geworden war und es erfaßt hatte, daß es eine große Gnade sei, dem Herrn ein Kind zu schenken, sprach gerührt in der herben Trennungsstunde zu Viktoria: „Gehe hin im Frieden Gottes; der Herr segne Dich!“ Ihr Bruder Joseph, der ein musterhafter Christ ist, nahm von ihr beim Klösterchen Abschied, und zwar mit frohen, dankbaren Augen. Ihr zweiter Bruder Eduard begleitete sie bis ins Noviziat.

Als sie dort ankam, war gerade eine kleine feierliche Segensandacht in der Kirche; also war es wieder Glockenklang und Weihrauchduft, welche sie aber diesmal zu den Stufen des Altares begleiteten und der Schar der weißgekleideten Jungfrauen einreiheten. Viktoria ist am Ziel ihrer Sehnsucht angelangt; sie ist froh und glücklich und berechtigt zu großen Hoffnungen. Möge sie eine wackere Führerin ihrer Jugendgenossinnen sein!

3

Ein kurzes Gebet zur rechten Zeit

Näher und näher hörte man den Donner, der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, — noch höchstens eine halbe Stunde und das Unwetter mußte losbrechen. Mehrere junge Leute, die in einer vom Ort entfernt liegenden Gartenwirtschaft gewesen waren, verdoppelten ihre Eile, um noch vor Ausbruch des Gewitters nach Hause zu kommen — offenbar vergebens.

„Gehen wir seitwärts durch die Schlucht?“ rief einer aus der Schar, „der Weg ist über eine Viertelstunde kürzer.“

Gesagt, getan. Die Jünglinge bogen in den Wald, der zur Linken lag. Ein schmaler Pfad lief auf die erwähnte Schlucht zu. Dies war ein etwa zwanzig Minuten langer Weg, rechts und links war eine hohe Felswand mit Gestrüpp aller Art

bewachsen, auf der Höhe standen zu beiden Seiten Fichten, so daß die Schlucht dunkel war. Jedenfalls war es ein Wagnis, diesen Pfad bei einem Gewitter zu gehen, wenn irgendwo, so war gerade hier ein Unglück möglich, und daß sich hier schon ein solches zugetragen hatte, davon zeugte ein Kreuz, daß sich in der Mitte des Weges befand. Unsere jungen Leute, die sich naturgemäß sehr beeilten, gingen grüßend an dem Kreuze vorbei und einer von ihnen kniete vor demselben zum Gebete nieder, des Wetters nicht achtend, das bereits über ihnen tobte.

„So halt uns doch nicht auf“, mahnte ihn einer der Freunde. „Siehst Du nicht, daß das Gewitter über uns steht?“

„Mag es,“ war die gelassene Antwort, „mich bindet eine Ermahnung, die mir meine selige Mutter auf dem Sterbebette erteilt hat. Sie hatte es mich von Jugend auf gelehrt: ‚Halte dich an das Gebet, und wo du an den lieben Heiland erinnert wirst, da vergiß ein andächtiges Vaterunser nicht. Ich würde keine Ruhe im Grabe haben, wenn du später schlecht und gottlos würdest‘, hat sie mir noch im letzten Augenblick gesagt. Nein, die Grabesruhe meiner Mutter werde ich nicht stören und ein andächtiges Gebet kann uns nur nützen, zumal bei diesem Wetter.“ Das gute Beispiel wirkte hinreißend. Die jungen Leute umstanden den Betenden still mit gefalteten Händen. Und rings herum war es so feierlich still, während droben Gottes Allmacht und Stärke aus den Wolken herniedersprach.

Die Andacht war beendet, alle machten das heilige Kreuzzeichen, im gleichen Augenblick fuhr ein greller Blitz hernieder, dem ein heftiger Donner folgte, der weithin und unheimlich in der engen Schlucht widerhallte, dann folgte ein Krachen und Dröhnen wie das Niederfallen schwerer Steinmassen. Die Jünglinge eilten entsetzt dem Ausgange der Schlucht zu. Und was sahen sie da?

Der Blitz hatte eine mächtige, hervorragende Felswand getroffen und zerschmettert, zwei gewaltige Steinblöcke und eine Anzahl größerer und kleinerer Stücke waren herabgestürzt. Sie sperrten fast den Ausgang. Mit Staunen betrachteten die Jünglinge das Ereignis, nur mit Bangen und Zagen drängten sie sich an den Felsstücken vorbei, mit Zittern aber gedachten sie, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie ohne den kleinen Aufenthalt vor dem Bilde des gekreuzigten Heilandes ihren Weg fortgesetzt hätten, denn der Weg vom Kreuze bis zu dieser Stelle erforderte genau dieselbe Zeit, als die kleine Andacht in Anspruch genommen hatte. Wären sie vorwärts geeilt, so hätten die stürzenden Steinmassen den einen und anderen von ihnen, wenn nicht zerschmettern, so doch erheblich verletzten müssen. Das kurze Gebet hatte sogleich seine Belohnung gefunden.

3



F ü r d i e K i n d e r

Von Schw. Engelberta

Aus der afrikanischen Kinderstube

Lacht der warme Sonnenschein,
Lachen auch die Kinderlein,
Bleiben nicht in Stub' und Haus,
Stürmen froh zum Tor hinaus.

Unsere Kinderstube in Kilema wird von Jahr zu Jahr voller. Immer neue kleine Waisen dazu. — Es ist keine kleine Aufgabe für unsere lieben Vorgesetzten, diese Kleinen zu füttern. Denn so klein sie auch noch sind, vom ersten bis zum siebenten Jahre, ja sogar Säuglinge sind dabei, die noch die Milchflasche brauchen, sperren sie doch immer die hungrigen Schnäbel gleich Bögllein auf. Sie brauchen viel Mais, Bohnen und Bananen, können aber noch nichts arbeiten. Essen, Spielen und Schlafen ist alles, was sie können, höchstens noch Hühner jagen, damit im Garten nicht alles abgefressen wird, oder Gänse hüten. Und was diese kleine Schar am besten versteht — ihre Hemdchen, Höschen und Kleidchen zerreißen. Da muß nun die gute Schwester dafür sorgen, diese Schar zu bekleiden.

Gott sei Dank, unsere lieben Wohltäter und besonders die „Negermutter“, Frau General-Leiterin der St.-Petrus-Claver-Sodalität, hilft da ganz besonders; es kommt immer etwas zur Zeit der größten Not. Wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten.

Sogar nette, fertig genähte Kleidchen bringt das liebe Christkind oder der heilige Nikolaus oder, wie letzthin, der liebe Osterhas.

Glückliche schwarze Waisen Kinder! Kein Wunder, daß sie so lustig lachen und so schön spielen können. Beim Gartenzaun ist ein gar so nettes Plätzchen, da sitzt der kleine Abraham und spannt sich seinen Wagen an. Der Hans mit seinen Hosens-

taschen, der muß immer so viel lachen. Der Philipp schaut etwas finster darein, er wünscht zu sitzen in dem Wägelein. Der Schorschi geduldig warten kann; er weiß, ist der Abraham müd', kommt er daran. Er kann das alles viel besser, wird Pferdchen vorspannen, — er ist ja schon größer! Der siebenjährige Petri schaut stolz in die Fern, obwohl er den Wagen auch hätte gern. Doch das ist ja etwas für die ganz Kleinen, Petri ist schon ein großer Kamerad, der viel Verstand in seinem Köpferl hat. Die kleinen Mädcl, die haben's erst wichtig dort,



sitzen beisammen am stillen Ort. Sie kochen ganz eifrig ein gutes Süppchen, für sich und ihre lieben kleinen Püppchen. So denkt der Petri, — also dort gibt's einen Schmaus —, da werd' ich hingehen, das schmeckt mir auch.

Ja, ja, die Kinderjahre sind goldene Jahre. Die Kindheit hat ihre Geheimnisse und ihre Wunder — aber wer kann sie erzählen, wer kann sie deuten? Wir sind alle durch diesen stillen Wunderwald gewandert —, wir haben alle einst in seliger Betäubung die Augen geöffnet und die schöne Wirklichkeit überflutete unsere Seele. Im Herzen war es hell wie Frühlingshimmel, frisch wie Veilchenduft — still und heilig wie ein Sonntagmorgen.

Ja, so wollen wir auch unsere schwarzen Waisen sich freuen lassen. Sie sollen später mit ungetrübter Freude zurückblicken auf ihre sonnige Kindheit, die sie in der Mission, unter der Obhut treuer Schwesternhände verlebt haben. Für manche ist das ja die einzige wahrhaft glückliche Zeit ihres Lebens. Diese Kindheit ist ein heller Stern in späteren dunklen Tagen. Eine zarte Kinderseele bedarf der Liebe und Freude.

„Und wer eines dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf“, sagt der Herr. Wie könnten wir es also wagen, eines dieser Kleinen, die da gebracht werden, wegen Mangel an Essen, Kleidern oder Raum abzuweisen?

„Schickt der Herr ein Haferl, so gibt er auch ein Graserl“, heißt es im österreichischen Volksmund, und es ist wirklich so.

Die Kinderstube in Kilema ist voll von solchen Kleinen, und man muß sich wirklich oft wundern, wie sie doch noch immer satt werden, gesund und munter bleiben, wie die edlen lieben Wohltäter jenseits des Meeres der Mission immer helfen, diese Waislein zu erhalten, und wie unsere fürsorgliche Mutter Oberin doch immer das nötige Geld hat, wieder Mais, Bohnen und Bananen zu kaufen oder für etwas anderes einzutauschen. Dieses Jahr war infolge der Heuschrecken eine Mißernte, und Mutter Oberin muß viel Mais von anderen Orten einkaufen, was ihr nicht wenig Sorge bereitet.

Aber deshalb werden die Kleinen aus der Kinderstube doch nicht hinausgewiesen, sondern im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit weiter gepflegt und gefüttert.

Scherzfragen für Kinder

1. Welcher Peter macht den meisten Lärm?
2. Welche Biere machen den meisten Schaum?
3. Welcher Baum wird geschossen?
4. Welche Hütte kann man essen?
5. Wie bin ich doch so eigner Art!

Ich bin eine Frau und hab 'nen Bart;
In meinem Kopf ist wenig drin;
Doch auf dem Kopf ist desto mehr,
Das dienet mir zu Schutz und Wehr.
Und machst du mich zur Gärtnerin,
Bleibt sicherlich kein Kohl in deinem Garten.
Doch schlägst du mich, so hüte dich —,
Ich wehre mich!
Nun, Kindlein, sprich, wie heiße ich?

B

Nachtrag zum Totenglöcklein

Bemerkung der Redaktion: Die vorige Nummer brachte, wie jedes Jahr, die Namen der verstorbenen Schwestern, welche das Zeitliche vom November des vorigen bis November des laufenden Jahres gesegnet haben. Schwester M. Dibaba starb am 27. Oktober 1931, an welchem die Caritasblüten schon im Druck waren. Bei Einsendung der Namen an die Redaktion ist dieser Umstand in der Registratur dem Mutterhaus entgangen, und darum möchten wir das Glöcklein noch einmal läuten lassen, um der guten Schwester M. Dibaba, gebürtig aus M. Gladbach-Lürrip, noch einmal zu gedenken.

Schwester M. Dibaba, Alara Eid, geboren zu M. Gladbach-Lürrip.

Ihr Andenken ist ja noch keineswegs erloschen; sie war in Diefflen im Saargebiet und sechs Jahre in Ruppichteröth als die immer heitere Oberin bekannt. Der göttliche Heiland nahm sie zu wiederholten Malen in seine Leidenschaft, aber die schwersten Krankheiten, die heftigsten Schmerzen konnten ihren Mut nicht erschüttern. Ihr letztes Lebensjahr brachte sie in unserm Herz-Jesu-Krankenhaus in Paderborn zu, wo sie auf ihrem Schmerzenslager alle durch ihr heiteres Wesen und ihren Leidensmut erbaute. Vor ihrem Tode bat sie die Schwestern noch während der hl. Messe, welche in der Kapelle neben dem Krankenzimmer immer gefeiert wurde, zu singen; nachdem das hl. Opfer vollbracht war, enteilte ihre Seele ins Jenseits, zu Jesus, dem sie so treu gedient und nach dem ihr Herz so sehr verlangt hat. R. I. P.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Horrem 21 Mk., Angelika; Warburg 21 Mk., Antonia Theresia vom Kinde Jesu; Wassenberg 21 Mk., Joseph; Dortmund 21 Mk., Leni Maria; N. N. 21 Mk., Hilda; Weingarten 21 Mk., Joseph; N. N. 21 Mk., Joseph; N. N. 23 Mk., Johanna; Kirchhellen 21 Mk., Anna.

Für arme Kranke in Afrika: Horrem 4 Mk.

Für die Mission: Solingen 75 Pfg.; Recklinghausen 50 Pfg.

Für Missionszwecke: Neuenbeken 1 Mk.

Für die Missionschule, zur Heranbildung armer Mädchen zu Missionslehrerinnen (Batenstelle): N. N. 1,80 Mk.

Allen lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!

Maria, mit dem Kinde lieb, allen deinen Segen gib,
Stehe ihnen stets zur Seit, in dieser ach so schweren Zeit.
O Maria, Mutter rein, und du, o liebes Jesulein,
Spendet Segen, spendet Gnad, auch für die allerkleinste Gab.

So mögen alle unsere lieben Wohltäter feiern:
ein recht frohes gnadenreiches Weihnachtsfest!

Gebetserhörungen

Der Ehrwürdigen Mutter Johanna vom Kreuze innigen Dank für die Erhörung in einem besonderen Anliegen. Schwester A.

Innigsten Dank der lieben kleinen Theresia vom Kinde Jesu, sowie dem hl. Antonius für auffallende Hilfe bei schwerer Operation. — Veröffentlichung in den Caritas-Blüten war versprochen.
Mariannahill Sr. M. R.

Lustige Ecke

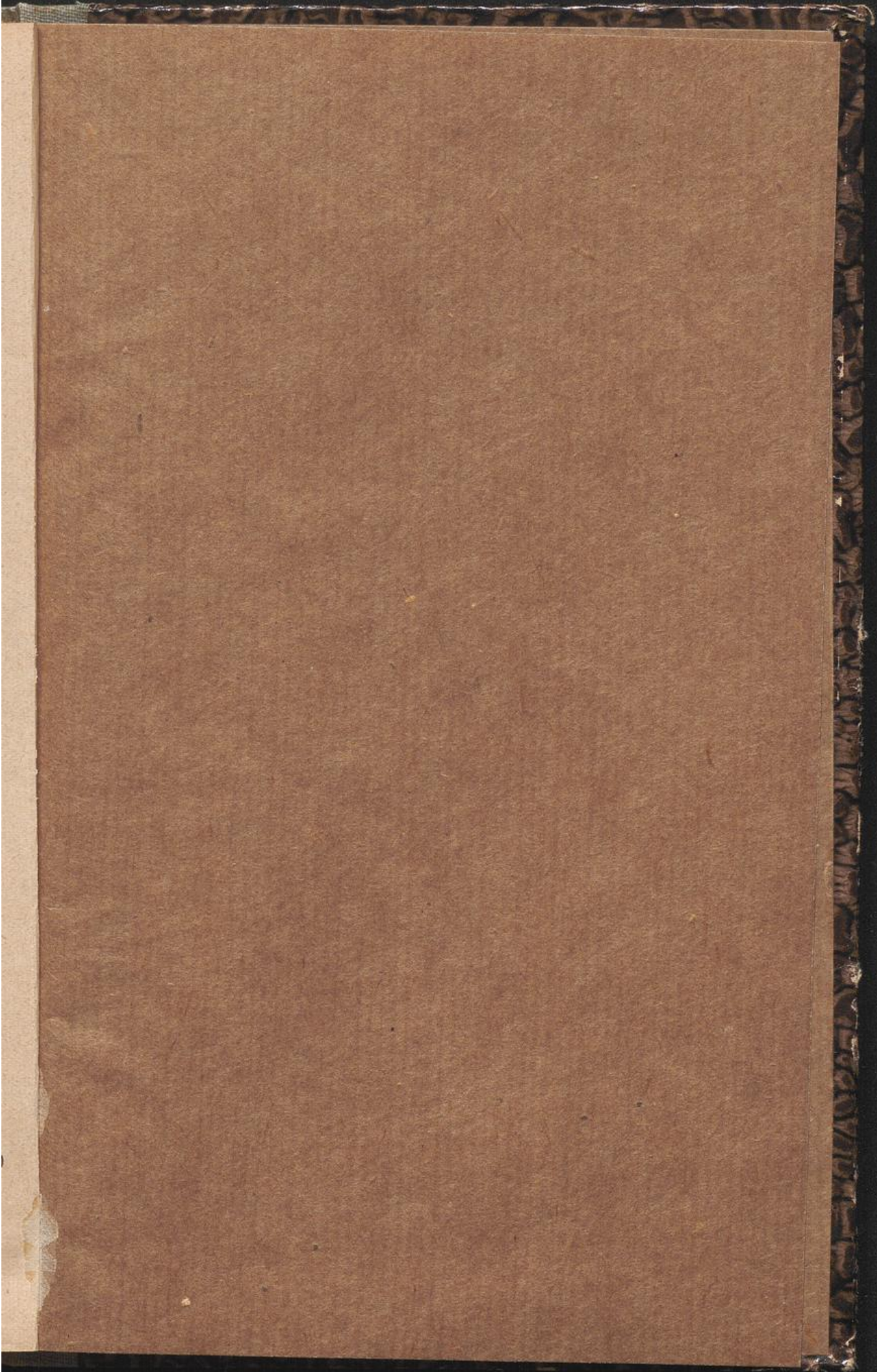
A. „Woher kommt es, daß die Töne wechselweise stark und schwach lauten, wenn Fräulein Hansen auf dem Klavier spielt?“

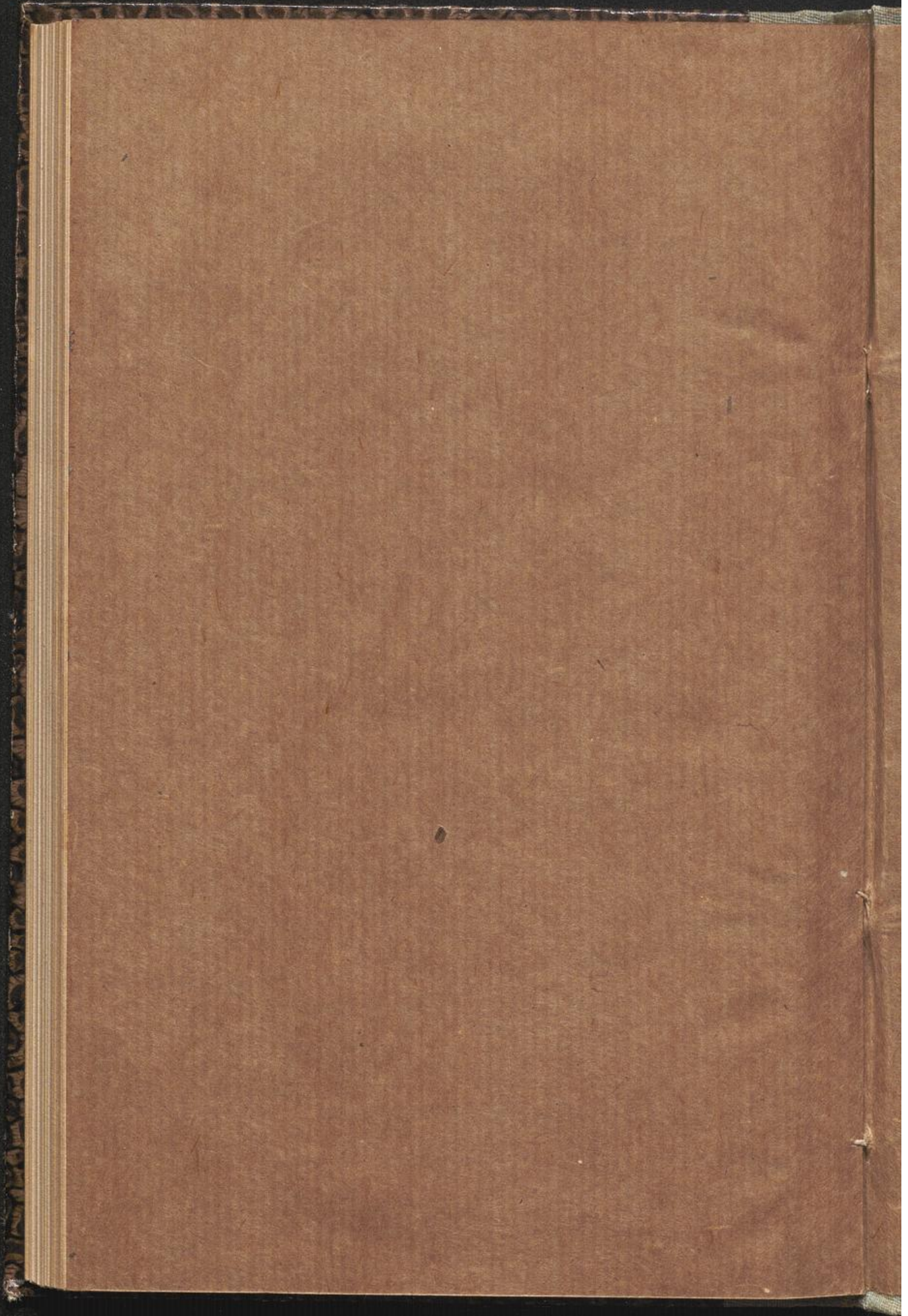
B. „Ja, das will ich Dir sagen; sie hat gerade radeln gelernt und braucht aus alter Gewohnheit beide Pedale.“

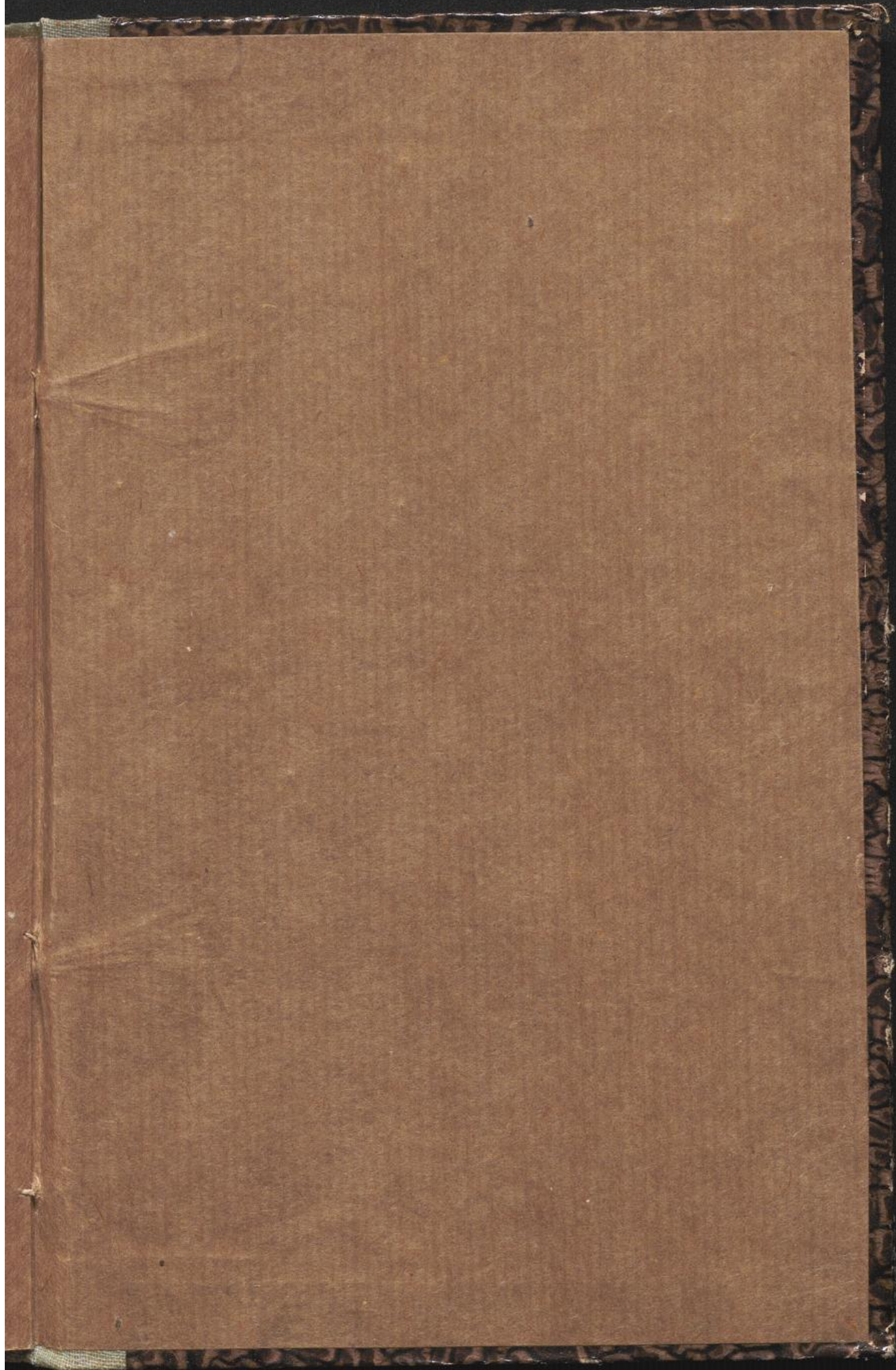
In der Schulküche.

Lehrerin: „Wo kann man an einem heißen Sommertag die Milch am besten aufbewahren, damit sie sich gut und frisch hält?“

Kleines Mädchen: „In der Kuh!“







Car

Caritasblüt
1932